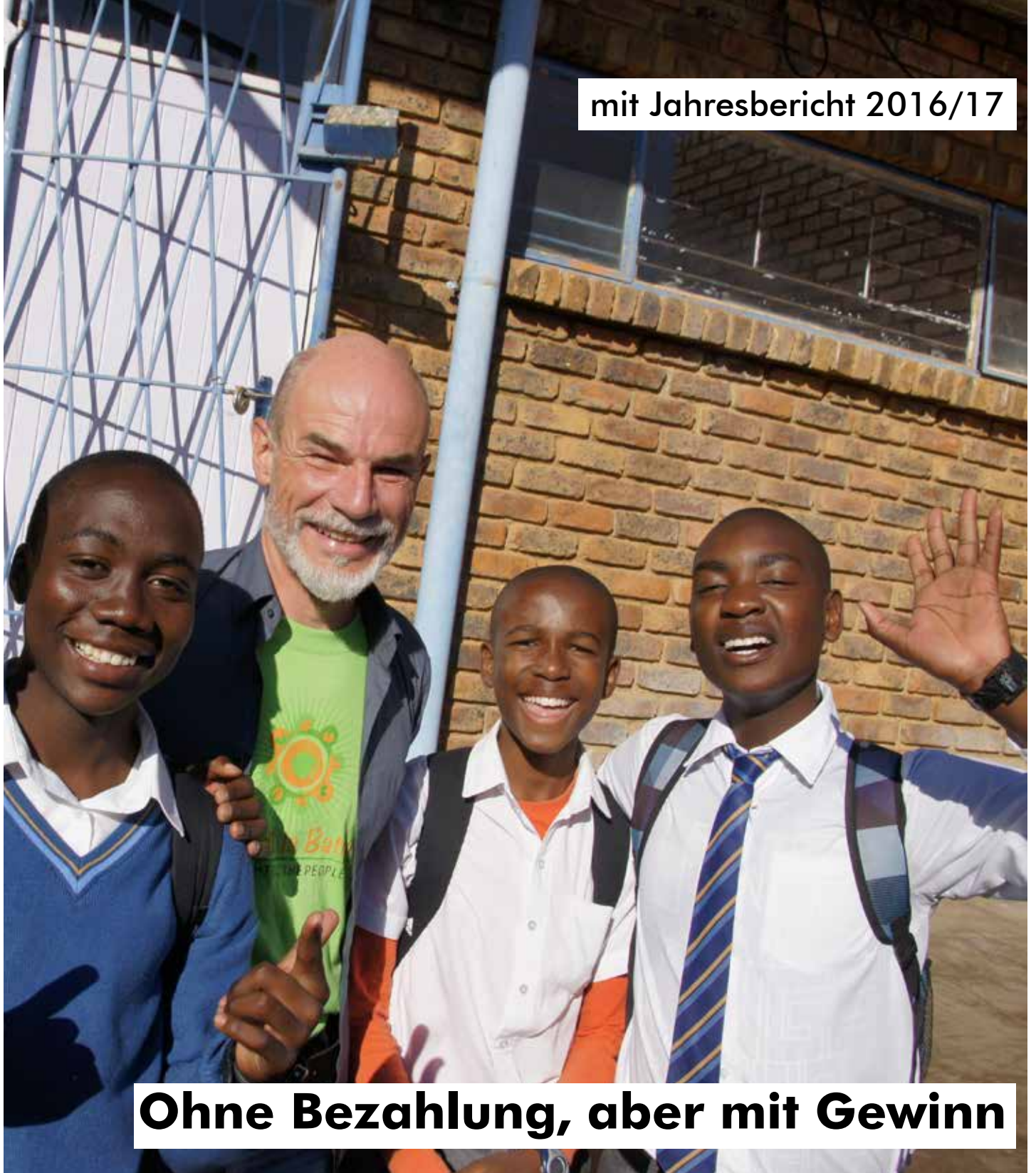




weltweit *verbunden*

Magazin der Herrnhuter Missionshilfe

mit Jahresbericht 2016/17



Ohne Bezahlung, aber mit Gewinn

Ausgabe 1/2017

Liebe Leserinnen und Leser!

Vor elf Jahren erschien schon einmal - damals hieß dieses Magazin noch »daheim und draußen« -ein Heft, in dem es um missionarische Freiwilligendienste ging. Vieles hat sich seither geändert. Es gibt jetzt erheblich mehr junge wie ältere Menschen, die sich für einen solchen Dienst bewerben. Inzwischen hat auch die Bundesregierung - Jahrzehnte nachdem die Kirchen das taten - erkannt, wie wichtig ein Eine-Welt-Dienst für die Entwicklung von jungen Menschen ist, und ein entsprechendes Förderprogramm »weltwärts« ins Leben gerufen. Wenn Entwicklung gelingen soll, dann muss nicht nur im globalen Süden sich etwas ändern, dann brauchen auch wir »Nördlinge« eine gründliche Kopf- bis Fußwäsche. Anders als früher gibt es heute in den Missionswerken auch Freiwilligendienste in andere Richtungen, so genannte Süd-Nord-Einsätze und Süd-Süd-Einsätze.

Lassen Sie sich beim Lesen der einzelnen Beiträge mit hinein nehmen in einen großartigen Lernprozess, der dabei hilft, das Reich Gottes auf Erden aufzubauen. Und nehmen Sie auch den einliegenden Jahresbericht 2016/2017 zur Hand.

Mit herzlichen Grüßen,

Andreas Tasche

Titelbild

Joachim Mayer bei seinem Einsatz in Südafrika. Er berichtet davon, wie sehr ihn diese Erfahrung verändert und bereichert hat.

Foto: Zur Verfügung gestellt von Joachim Mayer

Ein alter Begriff - wiederentdeckt in Tansania

Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat (1.Petrus 4,10).

Einander dienen - ein wunderschönes biblisches Lebensideal, das aber für viele altbacken klingt. Verstehen junge Menschen ihren Freiwilligeneinsatz als *Dienst* an irgendjemandem? Ausserhalb der Kirche spricht man höchstens noch bei der Bundeswehr oder im Beamtenrecht von einem *Dienst*. Das führt dann zu Überraschungen in der Missionsarbeit ...

Ein geachteter Ökonom aus Genf reiste 2016 zu einer Evaluation nach Tansania. Im Auftrag der Schweizer Regierung sollte er untersuchen, ob die soziale Arbeit der Brüdergemeine wirklich nachhaltig sei. Man investiere sehr viel Geld, höre aber kaum etwas aus Tansania. Im Hintergrund stand die brisante Frage, ob staatliche Gelder überhaupt in kirchliche Projekte des Südens fließen dürfen. Wochenlang und mit großer Gründlichkeit untersuchte der Experte die Arbeit in Rungwe und Mbeya, befragt Kirchenleitungen, Projektverantwortliche und Mitarbeitende.

Seine Erkenntnis überraschte ihn selbst: Die Brüdergemeine in Tansania leistet engagierte und professionelle Arbeit. Sie kümmert sich um Waisen, unterhält Schulen und Hospitäler und gründet HIV-Selbsthilfegruppen. Was den Experten irritierte, war die Bescheidenheit seiner Gesprächspartner. Obwohl seit fast 40 Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit tätig, hatte er so etwas noch nie erlebt. In Tansania sprach man immer nur zurückhaltend vom »Dienst am Nächsten«, der

für Christen doch selbstverständlich sei, für den man sich nicht rühmen dürfe.

In einer Zeit, in der laute und schrille Töne unsere Wahrnehmung dominieren, fällt Demut auf. Selbst die Missionsgesellschaften stehen in einem Wettbewerb. Sie konkurrieren mit Broschüren und Filmen um die Wahrnehmung und Gunst der Spendenden. Die Brüdergemeine in Tansania wiederum scheint zu betonen: »Tue Gutes - und schweige darüber«. Das ist schade, weil so für Aussenstehende nicht deutlich wird, was die Kirche alles leistet.

Und doch kann diese Zurückhaltung für uns Anregung sein, neu darüber nachzudenken, warum wir welche Arbeit tun. Ein Freiwilligeneinsatz zielt nicht nur auf persönliche Weiterentwicklung und Berufsfindung, sondern ist auch Dienst am Nächsten - Fürsorge für die Mitmenschen, wie schon Jesus sie vorgelebt hat: ein Gottesdienst.

Johannes Klemm, Basel ■



Luise Schiewe bei ihrem Einsatz im Krankenhaus Isoko in Tansania

Foto: Nick Gärner

Inhalt

Leitwort - Ein alter Begriff - wiederentdeckt in Tansania	2
Thema: Ohne Bezahlung, aber mit Gewinn	
Eine neue Familie gefunden - die Phasen eines Auslandsjahres	3
Eine wichtige Pflicht - der Bericht	4
Wir dürfen uns hier ausprobieren - ein Einsatzbericht im Telegramm-Stil	5
Ich geh mal kurz die Welt retten - deine und meine gleich mit	6
Florian Vollprecht - Koordinator für die Arbeit mit jungen Freiwilligen	7
Erfahrung, Gelassenheit, gute Kontakte - die Trümpfe von Senior-Freiwilligen	8
Länderinformation - Brüdergemeine in Albanien, Teil 2	10
Kurznachrichten	12
Informationen zum Freiwilligendienst	14
Leserbrief	14
Zum Beispiel: Kindergarten der Brüdergemeine im »Dzaleka Camp«	15
Menschen: Dietmar Paul - der »Herr Ingenieur« in Südafrika	16

Ich geh' mal kurz die Welt retten - deine und meine gleich mit

Jeder zehnte Arbeitnehmer in Deutschland hat sie schon einmal nehmen wollen; jeder fünfte will dies bald tun. Die Rede ist von einer längeren Auszeit. Zwar gilt noch immer die Regel: Je jünger Menschen sind, desto mehr befassen sie sich mit einem Sabbatical. Eine Umfrage des Forschungsinstitutes »Marketagent.com« ergab jedoch, dass heute auch Menschen im mittleren Alter oder gar ältere Semester eine Auszeit erwägen; Tendenz steigend. Als Hauptmotive dafür nennen sie nach wie vor Erholung, Zeit für die Familie, Fernreisen und Weiterbildung. Einige wollen aber mehr. Sie wollen sich sozial engagieren. Von Elke Dieterich, Gründerin und Leiterin der Freiwilligenagentur »Manager für Menschen«, die wiederholt für die HHM in Tansania war.



Elke Dieterich mit Erica Ludela, der Initiatorin der »Elisabeth-Preiswerk-Schule« in Ifakara.

Freiwilligendienste 30 plus

Was bringt Menschen mitten im Leben dazu, zugunsten eines Projektes in der Dritten Welt befristet aus ihrem Alltag auszusteigen? Was versprechen sie sich von einem solchen Einsatz? Welche ihrer Erwartungen gehen in Erfüllung und welche nicht?

Ein Social Sabbatical als Notbremse vor der Lebenskrise? Gründe für die Auszeit

Einfach mal raus, etwas Anderes sehen, Zeit haben für eine Neuorientierung und für Dinge, die man schon immer einmal tun wollte. Batterien aufladen und dabei eine neue Sprache lernen, in eine fremde Kultur eintauchen, wieder einmal sich selber spüren und dabei möglichst viel Gutes tun. Etwas zurückgeben, sein Fachwissen einbringen und sich dabei gleichzeitig selbst persönlich weiterentwickeln.

So wie zum Beispiel Christine Stockmann, 34, Leiterin Produktmanagement: »Ich wollte raus aus dem Hamsterrad. Einfach nur reisen genügte mir nicht. Für mich war klar, dass ich in der freien Zeit etwas Sinn-

volles machen wollte«. Drei Monate hat sie in Namibia ehrenamtlich beim Aufbau eines Kindergartens sowie eines Community-Centers geholfen und das einheimische Team vor Ort gecoacht.

Ein Sabbatical ist also die Chance, sich selbst ein Geschenk zu machen, oder - im Falle eines Social Sabbaticals - auch andere zu beschenken. Sein Glück mit anderen zu teilen und dabei auch selbst zufrieden zurück zu kommen, ist aber nur möglich, wenn sich im Vorfeld alle über ihre Erwartungen einigen und wenn diese auch realistisch sind.

Soziales Engagement mit Abenteurer-Charakter

Was versprechen sich Menschen von einem Einsatz?

Frage ich meine angehenden Berater auf Zeit im Vorbereitungsseminar, was sie von ihrem Einsatz in einem sozialen Projekt erwarten, so haben die Antworten ein breites Spektrum. Da hört man von »Weißer-Massai-Romantik«, von vagen Vorstellungen, die oft durch Urlaubs- oder Geschäftsreisen geprägt sind, und

davon, dass man schwer einzuschätzen vermag, ob man tatsächlich drei Monate lang ohne Strom und fließend Wasser auskommen kann. Funktioniert tansanische Teamarbeit analog der deutschen Teamarbeit? Inwiefern bin ich bereit, auf deutsche Standards zu verzichten, deutsche Denkweisen abzulegen, mich auf Neues und auf Unbekanntes einzulassen, ohne es zu werten? Wie läuft der Alltag neben dem Projekteinsatz? Und nicht zuletzt: Kann man auch einmal allein sein?

Nicht selten versprechen sich die Freiwilligen, durch ihren Einsatz große Fortschritte im Projekt zu erzielen, Entwicklungshilfe zu leisten oder zumindest Einblicke in dieses Thema zu bekommen. Sie wollen mit ihrem deutschen Fachwissen dabei helfen, das Projekt mit deutschen Lösungsansätzen auf sichere Beine zu stellen. Und das soll alles in kurzer Zeit geschehen.

Man erwartet endlich wieder einmal Wertschätzung. Man hofft, mit offenen Armen begrüßt zu werden. Das Projektteam soll hoch motiviert sein und Einsatzbereitschaft zeigen, denn man kommt ja schließlich in seiner Auszeit und honorarlos in das Projekt.

Ich muss es eigentlich gar nicht ausdrücklich erwähnen. In der Summe sind die Erwartungen ans sich selbst, an das Projekt, an die Kollegen und an das Endergebnis zu hoch. Das führt dann in sehr vielen Fällen zu großen Enttäuschungen.

Zwischen Weißer-Massai-Romantik und harter Realität

Welche Erwartungen werden erfüllt und welche nicht?

Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Es ist meine Aufgabe, in der Phase der Vorbereitung auf den Ein-

Foto: Elke Dieterich

satz den Erwartungsdruck auf allen Seiten herauszunehmen und die künftigen Berater auf Zeit dabei zu unterstützen, gelassen an die Sache heranzugehen. Immer wieder weise ich darauf hin: Deutsche Maßstäbe und die deutsche Denke müssen spätestens am Heimatflughafen abgegeben werden. Und man muss sich auf das Abenteuer wirklich einlassen. Es gilt die Chance zu nutzen, die sich einem vor Ort bietet. Ein Social Sabbatical ist eine wunderbare Erfahrung, die einem keiner mehr nehmen kann. Ein Social Sabbatical bietet die Möglichkeit, sich selbst besser kennen zu lernen, sich persönlich weiterzuentwickeln, mit einer neuen Kultur vertraut zu werden, eine neue Sprache zu lernen, das Auge für die wesentlichen Dinge im Leben zu schärfen, Gelassenheit einzuüben. Wer sich im Projekt profilieren, deutsche Standards einführen oder einer Lebenskrise entfliehen möchte, der ist hier falsch am Platz.

Joachim Mayer, 58, Projektleiter, sagt: »Ich habe im Projekt in Pretoria (Südafrika) gelernt, bewusst zu entschleunigen. Zurück in Deutschland konzentriere ich mich auf Wesentliches, nehme mir kreative Freiräume. Alles in allem bin ich selbstbewusster geworden. Ich weiß, dass ich mich auch in komplexen und unbekanntem Situationen auf mich verlassen kann«.

Und Christine Stockmann fügt hinzu: »Die gemachten Erfahrungen haben

mich verändert. Die ehrliche Wertschätzung der Gemeindemitglieder war etwas ganz Besonderes für mich, ebenso die unerschütterliche Gelassenheit der Menschen. Diese Einstellung, diese Zuversicht habe ich nach Hause mitgenommen: Wird schon alles werden. Irgendwie. Ganz sicher«.

Dass man dabei in seinem Projekt am Ende vielleicht nur die Hälfte der gesetzten Ziele erreicht, spielt keine Rolle. Es gilt das große Ganze zu betrachten. Wichtig ist die Feststellung, dass auch kleine Schritte zum Ziel führen können und dass deutsche Maßstäbe nicht unbedingt helfen. Das lokale Projektteam bietet dem Berater auf Zeit hierfür die nötige Lernplattform.

Im Austausch dafür begleitet der Berater das lokale Projektteam, ist Impulsgeber und Sparringspartner, der mit dem Team ein Stück des Weges gemeinsam geht.

Eines ist sicher. Die Welt retten wird man durch den Einsatz in einem sozialen Projekt nicht. Wer zu hohe Erwartungen hegt, der wird allzu schnell mit der harten Realität konfrontiert und auf den Boden der Tatsachen geworfen. Wer sich jedoch auf Land und Leute und Neues einlässt, der kommt meist befriedigt zurück und zieht Nutzen aus dem eigenen Einsatz. Denn der Rucksack wird auf dem Heimweg mit Sicherheit praller gefüllt sein als auf dem Hinweg. Elke Dieterich ■



Christine Stockmann bei ihrem Einsatz in Namibia

Florian Vollprecht - Koordinator der Freiwilligendienste der HMH für junge Erwachsene

Seit dem 1. Januar 2017 ist Br. Florian Vollprecht (24) im Rahmen einer 15-prozentigen Anstellung beauftragt, die Freiwilligenarbeit der Herrnhuter Missionshilfe zu koordinieren und zu begleiten. Hier stellt er sich nun näher vor.



Foto: Florian Vollprecht

Ich studiere Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Nürnberg und werde im Frühjahr 2018 meinen Bachelor-Abschluss machen. Durch mein Vollzeitpraktikum von März bis August 2016 beim Ökumenischen Freiwilligen-Programm der EMS in Stuttgart und da ich 2013/2014 mit der EMS einen weltwärts-Einsatz in Ghana gemacht habe, kam die HMH auf mich zu, ob ich mir diese Arbeit vorstellen könnte.

Meine Arbeit nun hauptsächlich darin, Anfragen von Jugendlichen und von Entsendeorganisationen oder Partnern zu bearbeiten und ggf. weiter zu vermitteln. Dass der Trend bei jungen Leuten Richtung Kurzeinsätze geht – „nach dem Abitur noch schnell 3 Wochen etwas Nützliches für den Lebenslauf machen“ – ist dabei eine Herausforderung. Nach meiner Erfahrung sollte ein Einsatz mindestens sechs, besser 10 Monate gehen. Man braucht die Zeit, um in dem jeweiligen Land anzukommen und die Kultur kennen zu lernen. Die Erfahrungen, alleine in der Fremde zu sein, eine fremde Kultur zu erforschen und an sich zu wachsen, die ich während meines Einsatzes in Akosombo, Ghana, machen durfte, aber auch die internen Abläufe der Entsendeorganisationen zu kennen, sind mir jetzt sehr nützlich. ■

Foto: Christine Skowocki